

## „Stella“.

Aufführung im Düsseldorfer Schauspielhaus.

Fast zu zart ist Goethes „Schauspiel für Liebende“ — „Stella“ — für die Bühne. Immer wieder muß man es erleben, daß dieses Stück dreier Liebenden auf dem Theater an Innigkeit, stiller Größe und jenem zart-erhabenen Schwung verliert, der beim Lesen des Buches übermächtig auf uns eindringt. Die Klippe vermochte auch Joseph Glücksmann, der das Schauspiel vor Eduard Sturms Bühnenbildern hier in Szene setzte, nicht zu umschiffen.

Kann man „Stella“ realistisch spielen, oder vielmehr darf man es!? Man kann es — die Glücksmannsche Inszenierung lieferte im großen und ganzen ein Beispiel dafür — aber man sollte es nicht. Realistischer Stil geht diesem Stück ans Leben, und es verlangt doch aus seinem innersten Wesen heraus nach „festlich gehobener“ Gestaltung. Ansätze zu letzterem waren auch hier nicht zu verkennen, doch schien der Bogen nie weit genug gespannt, nie wurde die Kurzatmigkeit überwunden. Man traf herausgespielte Episoden, wie sie sich bei Cäcilie und Stella wiederholten, zerstörten jählings die Atmosphäre, die in anmutigerem Anlauf halbwegs schon geschaffen worden war.

Stella: Eleonora Mendelssohn. Feuerbach. Von kühler Schlantheit und — mehr äußerlich — voller Hingebung an die Person des Geliebten. Doch nicht im Ton. Der ist unbestimmt, begrenzt in der Ausdrucksfähigkeit, störend.

Cäcilie: Lilly Kann. Die Rolle liegt ihr kaum. Kluge frauenhafte Güte und verliebte Innigkeit? Es war halt doch Handwerk, wenn auch meisterliches. Die Gefühlsausbrüche, erschreckend modern, paßten nicht in diese Umwelt von Sturm und beschwichtigtem Drang.

Fernando endlich: Peter Esser. Schwung und doch feiner. Geste und Sprache keineswegs gelöst. Dieser Schauspieler verläßt sich zu sehr auf sein Organ. Und bleibt uns den überzeugenden Nachweis für innerste Anteilnahme am Fernando schuldig.

Bleibt Gmi Bessel als Lucie, die in noch halb unbewußtem Liebreiz bestrickt.

Wesentliches Manko der Aufführung bleibt die unruhig-misch-rationale Behandlung der Sprache, sie zerstört die „Melodie“. Hochschwebendes wird unversehens ins grelle Licht des Alltags herabgezogen. Und sollte nicht gerade hier Flauberts Satz „Das musikalisch richtige Wort ist auch immer das logisch richtige Wort“ seine selbstverständliche Anwendung finden?

H. Sch.